

Isabella Maria Kern

Nur Hannah.

Roman

© 2022 Isabella Maria Kern
Schriftstellerin und Drehbuchautorin
A-4160 Aigen-Schlägl
<https://isabella-maria-kern.com>
isbellamariakern@gmx.at

Umschlaggestaltung: Petra Harml-Prinz
Foto: iStock.com/FMNG
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at

ISBN:
978-3-99129-842-7 (Paperback)
978-3-99129-841-0 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

**Für alle Menschen, die sich von der Gesellschaft ausgegrenzt fühlen,
... und für Romy.**

Alle Figuren in diesem Roman sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind daher
rein zufällig.

Isabella Maria Kern ist 1968 in Oberösterreich geboren und
lebt dort mit ihrem Ehemann. Sie hat drei Söhne.
Sie liebt lange Spaziergänge mit dem Hund „Chilli“ und wid-
met sich mit ihrem Mann dem Tanzsport.

Wenn sie nicht gerade schreibt, arbeitet sie als Kranken-
schwester und betreibt nebenbei ein Kleinwasserkraftwerk.
Ihren ersten Roman „*Li – Tote Mädchen machen keinen Sex*“
gibt es bereits als Drehbuch.

„*Nur Hannah.*“ ist ihr vierter Roman.
Derzeit arbeitet sie an ihrem siebten Buchprojekt.

Prolog

Hannah war nicht immer Hannah.
Sie ist intersexuell geboren, wuchs als Junge auf und wurde
in der Schule gemobbt.

Dieser Teil der Geschichte ist nicht erfunden.

Die Wissenschaft kennt heute etwa 4000 geschlechtliche Differenzierungen, abhängig von Chromosomen, den Hormonen, den Gonaden und den äußeren Genitalien.

Schätzungen zufolge gibt es allein in Deutschland rund 100.000 Menschen, die weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht eindeutig zugeordnet werden können.

Sich bewusst für ein anderes Geschlecht zu entscheiden ist ein Eingriff in die Persönlichkeit, die viel Mut und Kraft erfordert.

Und vor allem eines: Akzeptanz in der Gesellschaft.

Doch noch immer ist Intersexualität ein Tabu, und die Betroffenen haben oft nicht den Mut, sich dazu zu bekennen. Intersexualität ist keine sexuelle Orientierung und kein medizinischer Notfall.

Kinder sollen so bleiben dürfen, wie sie sind.

Ein Anfang ist gemacht: Es gibt „*divers*“.

Ob *divers*, weiblich oder männlich: Auf den Menschen kommt es an, und mit Liebe und Toleranz aufgewachsen, kann jeder zum Superhelden oder zur Superheldin werden!

Viel Freude beim Lesen meiner Geschichte!

Isabella Maria Kern

Ankunft im Kloster

Hannah beugte sich hinab, um ihr Schuhband zu binden, das sich bereits zum zweiten Mal gelockert hatte, wobei ein Knie das heiße Pflaster berührte. Sie fluchte, stand auf und rieb das schmerzende Knie. Dabei rutschte der Riemen ihrer Handtasche von der Schulter, und der Inhalt der Tasche purzelte auf die Straße.

Hannah fluchte abermals, bückte sich und stopfte eine Packung Taschentücher, ihr Handy, eine Landkarte, ihre Geldbörse, den Reisepass und noch etwas „Mädchenkram“ in die Tasche zurück. Dann richtete sie sich auf, strich ihren Sommerrock zurecht und griff nach ihrem Koffer, der ihr holpernd über das Pflaster folgte, während sie ihn hinter sich her zog. Die kleinen Räder waren für diesen unebenen Weg nicht geeignet.

Die Sonne stand hoch am Himmel und die Zikaden zirpten so laut, dass Hannah überlegte, ob die hohen Töne, die diese Tierchen erzeugten, Menschen mit Hörgeräten Probleme bereiteten. Aber die Dankbarkeit, die Hannah empfand, als sie in den Schatten der Pinienallee eintauchte, ließen diese Gedanken sogleich wieder verschwinden.

Hannah blieb stehen, um sich ihre langen, braunen Haare, die sich gelöst hatten, wieder ordentlich zusammenzubinden, denn sie hasste es, wenn sie im Nacken schwitzte. Die Locken hatte sie von ihrer Großmutter und die türkisfarbenen

Augen von ihrer Mutter. Für beides war sie sehr dankbar. Auch ihre sinnlichen Lippen und die ebenmäßigen Zähne fand sie schön.

Mit dem Rest ihres Aussehens war sie unzufrieden: Sie fand ihre Stirn zu hoch, den Kiefer zu breit, die Hände zu groß, das Becken zu schmal und die Beine zu dünn.

Hannah seufzte und machte sich wieder auf den Weg. Der Koffer ruckelte erneut an ihrem Handgelenk, und sie war sauer, weil sie der Taxifahrer nicht bis vor den Eingang des Klosters gefahren, sondern sie beim Tor aussteigen lassen hatte. Und mit jedem Schritt, mit dem sie sich vom schwarzen, schmiedeeisernen Tor entfernte und die dicken Mauern des Klosters näher rückten, wuchs ihr Zweifel, ob es Sinn machte, diesen Weg überhaupt einzuschlagen.

Während sie sich von einem Schatten in den nächsten rettete, überkam sie die Angst, die sie so gut kannte. Hannah blieb stehen, rieb sich das schmerzende Handgelenk und kramte ihr Handy aus der Handtasche. Sie starrte auf den dunklen Bildschirm.

Das Zirpen der Zikaden hörte sich plötzlich wie ein bedrohliches Schreien an und Hannahs Hände begannen derart zu zittern, dass ihr das Handy aus der Hand glitt und zu Boden fiel. Hannah hielt sich beide Ohren zu, ohne den Blick von dem schwarzen Display zu wenden, welches sie vom Boden aus anzustarren schien.

„Wenn wenigstens Tante Rosalia hier wäre“, stöhnte sie und war sich einen Augenblick nicht sicher, ob sie der Versuchung widerstehen konnte, einfach umzukehren und durch das schwarze Eisentor wieder zu verschwinden.

Mutlos ließ sie die Arme sinken, und der ohrenbetäubende Lärm marterte ihr Gehirn mit dem Gesang tausender Insekten, der ihr von Minute zu Minute lauter vorkam.

„Dreh nicht um! Dreh nicht um! Dreh nicht um! Dreh nicht um...“, schienen sie ihr zuzurufen und Hannah bückte sich

nach dem Telefon. Sie rief sich das Gesicht ihrer Tante ins Gedächtnis, erinnerte sich an das Versprechen, das sie ihr gegeben hatte, griff nach dem Koffer und setzte ihren Weg durch die Allee fort.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein Auto näherkommen. Sie blieb stehen, um zu sehen, wer hier an ihr – vermutlich in einem klimatisierten Auto, dachte sie bitter – vorüberfuhr. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die schweißige Stirn.

Als der schwarze Wagen, der zwischen den Bäumen eine staubige Spur hinterließ, neben Hannah hielt, schien es ihr, als wären die Zikaden plötzlich verstummt.

Hannah war nicht überrascht, als ein Mann in einer schwarzen Kutte umständlich aus der Limousine kletterte. Das rundliche Gesicht des Geistlichen war gerötet und sein spärlicher Haarwuchs klebte an seinem Kopf. Er strich sich den Staub aus dem Talar, lächelte freundlich und streckte Hannah seine Hand entgegen.

„*Lei dev'essere Hannah, la nipote di Suora Rosalia, giusto?*“, fragte er und sein Bäuchlein wackelte unter dem Talar, während er lachte.

Hannah, deren Leidenschaft die italienische Sprache war, hatte bislang nur bei seltenen Gelegenheiten mit Tante Rosalia ein bisschen Italienisch gesprochen. Doch in den letzten Wochen hatte sie sich gut auf ihren Aufenthalt in diesem süditalienischen Kloster vorbereitet und fleißig gelernt.

Aber nun kam nur ein Einfaches: „*Si*“ aus ihrem Mund, und sie entzog dem Pater ihre Hand. Ja, sie war die Nichte von Schwester Rosalia.

„Ich kann auch kleines bisschen Deutsch.“ Er lachte abermals und sein Bauch sprang dabei auf und ab.

„Das ist gut.“ Hannah lächelte und freute sich, dass er ihren Koffer ins Auto lud.

„*Non é piu lontano. Vado a piedi*“, sagte Hannah und zeigte auf den Weg, der leicht aufsteigend zum *Monastero*, einem

Gebäude aus Tuffstein, führte. Es waren wohl weniger als zweihundert Meter. Und von weitem konnte man bereits erkennen, dass der Weg in einen großen Platz mündete. Sie wollte zu Fuß zum Kloster gehen.

Der Pater nickte, stieg in den Wagen und rollte, eine Staubwolke nach sich ziehend, davon.

Während sie dem sich langsam entfernenden Auto folgte, drangen die Töne der Zikaden wieder an ihr Ohr, die nun monoton auf sie einzureden schienen.

„*Vai di lá! Vai di lá! Vai di lá...*“, hörte sie ihre Befehle.

„Ja, ich geh ja schon!“, rief sie den Tierchen zu und machte sich auf den Weg.

Am Ende der Pinienallee tat sich vor ihr der mit Kies bestreute Platz auf, und als sie die alten, ehrwürdigen Mauern des Klosters sah, regte sich ein Gefühl in ihr, das sie bislang nicht gekannt hatte: War es Sehnsucht? Schmerz? Freude?

Beim Näherkommen bewunderte sie die blühenden Kakteen, welche in Terracotta-Töpfen aufgereiht dem Gemäuer entlang standen, und ihr wurde bewusst, dass es sich lediglich um einen Seitenflügel des Tuffsteingebäudes handelte.

Als sie um das Gebäude herumging, um den Haupteingang zu suchen, zwang sie der Anblick, der sich ihr bot, stehenzubleiben, denn die schlichte Schönheit der Steinmauern mit ihren zahlreichen Erkern und den vielen Fenstern, die von dunklen Fensterläden verborgen waren, faszinierte sie. Das mehrstöckige Gebäude trotzte der prallen Mittagssonne. Eine breite Steintreppe mit einer Balustrade führte zu einer imposanten, doppelflügeligen Tür aus poliertem Eichenholz.

Als sie an der Treppe oben angekommen war, drehte sie sich um und konnte in der Ferne ein riesiges, schmiedeeisernes Tor erkennen, zu dem ein breiter, mit Zypressen gesäumter Weg führte. Es war viel größer als dasjenige, vor dem sie der Taxifahrer aussteigen ließ.

„Das ist also das Haupttor“, sagte sie zu sich selbst.

Was Hannah aber noch mehr faszinierte als der Anblick des Klosters war der Blick auf das tiefblaue Meer, welches sie von der Treppe aus sehen konnte, und das sich zu Füßen des Felsens schmiegte, auf dem das Kloster erbaut war.

Selbst durch den Lärm, den die Zikaden veranstalteten, konnte sie das Rauschen der Wellen hören, die sich ohne Unterlass an den Klippen brachen, und dies erfüllte sie mit tiefer Zufriedenheit und Freude. Wenigstens für den Augenblick.

Hannah sog die salzige Luft tief in ihre Lungen und erschrak, als ihr jemand von hinten auf die Schulter klopfte. Der Pater wirkte etwas verdutzt, als sie zu ihm herumwirbelte und ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah.

„*Non volevo spaventarti. Scusa.* Entschuldigen Sie die Erschreckung. Ich bin Pater Pio“, sagte er mit einer kleinen Verbeugung und gab Hannah noch einmal die Hand. Sie nahm sie und ärgerte sich, dass er sie beim Anblick des Meeres gestört hatte.

„*Bello qui?*“, fragte Pater Pio augenzwinkernd und Hannah war sich sicher, dass der Anblick des Klosters und des Meeres später noch genauso schön sein würde.

Er gab ihr ein Zeichen ihm zu folgen und Hannah stieg hinter ihm die restlichen Stufen zum Haupteingang empor, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Pater Pio trug ihren schweren Koffer und Hannah war sehr dankbar dafür.

Nachdem sie die aufwändig gearbeitete Eichentür durchschritten hatten, befanden sie sich in einem riesigen Innenhof mit prachtvollen Bogengängen. Der Anblick der Säulen, hinter denen sich mühelos jemand verstecken konnte, um Hannah heimlich zu beobachten, tauchte sie in ein leichtes Unwohlsein. Ihre Unsicherheit gaukelte ihr vor, einige Klosterbewohner hätten von ihrer Ankunft erfahren und beobachteten neugierig jeden ihrer Schritte. Sie hatte das Gefühl,

als würden die blank polierten Fensterscheiben, die man vom Hof aus sehen konnte, auf sie herunterstarren.

Tante Rosalia hatte versprochen, ihr Geheimnis für sich zu behalten. Ob sie sich an diese Abmachung gehalten hatte? Fragten sich die anderen Nonnen und der Pater nicht, weshalb Hannah hier war?

Warum sie hier blieb?

Weshalb sie überhaupt gekommen war?

Wollten sie nicht wissen, was mit ihr nicht stimmte?

Was hatte Tante Rosalia wohl über sie erzählt?

Der Hof war endlich durchquert, die Fenster hörten auf zu starren und feuchte, kühle Luft schlug ihr entgegen, als sie die Gemäuer wieder betraten und unmittelbar rechts in einen finsternen Gang abbogen.

Hannahs Augen brauchten eine Weile, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

„Herzlich willkommen, liebe Hannah!“

Zuerst war die Stimme da, dann nahmen ihre Augen auch eine Gestalt in einer schwarzen Kutte und einer blütenweißen Kopfbedeckung wahr, die mit ausgestreckter Hand auf sie zueilte.

Hannah erwiderte das Lächeln, das von einem schmalen Gesicht mit stechend blauen Augen ausging, welches dieser *Suora*, dieser Schwester gehörte, die etwa siebzig Jahre alt sein musste.

Die Bluse klebte unangenehm an Hannahs Rücken, als sie den Arm nach vorne streckte, um die Hand der *Suora* zu schütteln. In den Augen der Frau, die von zahlreichen Fältchen umgeben waren, bemerkte Hannah ein schelmisches Blitzen, obwohl sich auf ihrer Stirn tiefe Sorgenfalten gebildet hatten.

„Ich bin *Suora* Maria, Schwester Maria. Ich bin die Oberin. Es tut mir leid, dass Rosalia noch immer gefangen ist in

Rom, wegen schrecklicher Bauchgrippe. Vielleicht übermorgen sie kann kommen hierher.“

Hannah erschrak bei diesen Worten.

War das die Erklärung für die Sorgenfalten?

„Was mache ich nur hier?“, fragte sie sich und wünschte sich weit weg von diesem Ort.

„Pater Pio wird zeigen Ihnen das Zimmer. *Pio, fa la vedere la sua stanza*. Wir werden uns beim Abendessen sehen. Um achtzehn Uhr. *Grazie*.“ Sie nickte freundlich und wandte sich ab, um in dem dunklen Gang hinter einer Glastüre zu verschwinden.

Pater Pio hob ächzend das schwere Gepäcksstück auf, wischte sich mit der freien Hand über die Stirn und deutete Hannah, ihm zu folgen.

„*Lei sa tacere?* Sie können schweigen?“, fragte er, halb zu ihr umgewandt, während er den langen Gang in die entgegengesetzte Richtung als Oberschwester Maria eingeschlagen hatte.

„Das Schweigegelübde!“, schoss es Hannah durch den Kopf. Sie erinnerte sich daran, dass es ihre Tante zwar kurz erwähnt, dem sie aber keine Bedeutung zugemessen hatte. Sollte das auch für sie gelten?

Der Steinboden, auf dem sie den Gang entlanggingen, spendete ihren Füßen etwas Kühle und sie spürte die angenehme Luft, die in diesem Teil des Klosters durch die Fensterbögen kam, welche nur spärliches Licht hereinfließen ließen.

Eine Antwort auf die letzte Frage blieb sie dem Pater schuldig, der nicht noch einmal fragte und bestimmt dachte, sie hätte ihn nicht richtig verstanden.

Er bog noch zweimal um eine Ecke, ehe er eine schwere Eichentür öffnete, hinter der eine schmale Treppe nach oben führte.

Hannah wunderte sich, dass die Gänge nicht mit Heiligenbildern geschmückt waren, sondern nur ihre bloßen

Steinwände zeigten. Am Ende der Treppe hing ein manns-hohes, schlichtes Holzkreuz. Von hier führte ein Gang in den rechten und einer in den linken Flügel. Die Luft in diesem Teil des Treppenhauses war etwas wärmer, wenn auch immer noch angenehm kühl. Der Pater folgte dem Gang nach rechts, der mit einem grauen Teppichläufer ausgelegt war, welcher fast keinen Kontrast zum Steinboden bildete.

Hier war eine Tür neben der anderen und die Vermutung lag nah, dass sich in diesem Korridor die Schlafzellen der Nonnen befanden. Und so war es auch.

Vor der Tür Nummer sechs hielt Pater Pio an und stellte den Koffer ab.

„Questa é la Sua camera, Signorina.“

Schmunzelnd öffnete er die Tür, um sie eintreten zu lassen. Hannah betrat zögernd das kleine Zimmer.

Ein Bett, ein Kasten, ein Tisch, ein Stuhl, ein Bild.

Das winzige Fenster war von einem Fensterladen fast zur Gänze verdeckt und ließ nur wenig Licht herein, welches sich als gebündelter Sonnenstrahl, auf dem mit glasierten Ziegeln ausgelegten Fußboden zeigte.

Hannah stürzte zum Fenster und stieß die Fensterläden auf, um hinausschauen zu können.

„Viene dentro il caldo, Signorina“, schickte sich der Pater an, ihr zu erklären.

Sollte doch die Wärme in diesen Raum strömen, dachte Hannah trotzig, die sich vorstellte, dass schon viele Seelen in solchen trostlosen Räumen erfroren waren.

Der Pater trat einen Schritt zurück und räusperte sich, als er Hannahs Blick begegnete.

„Dov'è il bagno?“, fragte sie den Tränen nahe und wünschte sich, er würde endlich verschwinden, damit sie ihren Tränen freien Lauf lassen konnte. Zuerst wollte sie nur noch wissen, wo sich das Bad befand, nachdem keines im Zimmer war.

„Questa direzione, Signorina.“

Er machte eine Handbewegung und neigte den Kopf, während er sich aus dem Zimmer zurückzog.

„Ich komme Sie um fünf vor sechs Uhr für das Abendessen abholen“, meinte er noch, und Hannah war froh, dass sie, ohne viel Nachzudenken, das Italienische gut verstand. Sie war erleichtert, als die Tür hinter dem Pater ins Schloss fiel.

Die Sonne strahlte durch das kleine Fenster und Hannah näherte sich, um den Kopf hinauszustrecken. Sofort wurde ihr klar, warum die Fensterläden geschlossen bleiben sollten, denn sie hatte das Gefühl als würde sie ihren Kopf in einen Backofen stecken.

Doch die Neugierde besiegte die stechende Hitze und der Anblick, der sich ihr bot, raubte ihr beinahe den Atem. Das Geräusch der Wellen, die an die Felsen brandeten, geballt mit dem Blick auf die glitzernde Oberfläche des Meeres, welches hinter ein paar uralten Pinien zum Vorschein kam, war das Schönste, was sie je in ihrem Leben gesehen hatte.

Dieser Flügel des Klosters, in dem sie untergebracht war, stand dem Wasser am nächsten und als sie sich etwas aus dem Fenster beugte und nach links die Klostermauer entlang sah, erkannte sie in der Ferne die lange Auffahrt wieder, die sie vor etwa einer halben Stunde beschritten hatte.

Hannah wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Meer zu und war fasziniert von dem Lied der Wellen. In der Ferne gaben ein paar Möwen ihre Soli zum Besten und die Zikaden sorgten für die Begleitmusik, die immer lauter wurde, je mehr sie sich darauf konzentrierte und schließlich das Geräusch des Brechens der Wellen wieder in den Hintergrund rückte.

Ein leichtes Brennen in der Speiseröhre erinnerte sie plötzlich daran, dass sie weinen wollte, aber sie konnte sich von dem Anblick des Meeres nicht losreißen und ärgerte sich darüber, dass es ihr nicht gelingen wollte, einfach loszuheulen.

Ein zarter Junge

Herbert Kaiser, von gedrungenem Körperbau und mit blassblauen Augen, ging keuchend die Treppe zu seiner Wohnung empor. Dritter Stock, kein Lift. Deshalb war sie auch günstig.

Es ärgerte ihn, dass er mit sechsunddreißig Jahren nicht fitter war. Der Alkohol hatte überdies seine Beine in bleierne Klumpen verwandelt, über die er fast keine Kontrolle mehr zu haben schien, und in seinem Mund hatte sich ekelhaft schmeckender Speichel angesammelt.

Er übergab sich in eine Ecke des Treppenhauses und war sich bewusst, dass es nicht rechtens war, seinen „innersten Schmutz“ in das Gebäude zu entleeren, in dem er mit fünfzehn Nachbarn friedlich zusammenleben sollte.

„Sollen sie doch sauer auf mich sein!“, sagte er sich und lallte ein: „Gutn Morgn! Mach das weg, wenn isch wieda richtig schtehn kann“, zu seiner Nachbarin auf der rechten Seite, die gerade im Begriff war, ihre Wohnung zu verlassen.

Ihren vernichtenden Blick ignorierend, zog er einen Schlüsselbund hervor und fand nach einigen Versuchen das Schlüsselloch seiner Eingangstür.

Die Nachbarin war froh, als er in seiner Wohnung verschwunden war und umging, von Ekel gepeinigt, den stinkenden Brei, den Herbert am Fliesenboden hinterlassen hatte, wobei sie: „Jetzt reicht es aber bald!“, zischte.

Herbert ließ sich angekleidet auf sein Bett fallen, kramte sein Handy umständlich aus der Hosentasche hervor, gab dreimal den falschen Code ein, fluchte, warf es zu Boden und fiel in einen tiefen, einsamen Schlaf.

Gegen zehn Uhr weckte ihn ein dauerhafter, unangenehmer Ton, der sich in sein Gehirn fraß und ihn schließlich dazu zwang nachzudenken, woher dieses schreckliche

Geräusch kommen könnte. Dazu setzte er sich auf und war erleichtert, dass er sich in seinem Schlafzimmer befand. Der fürchterliche Ton setzte kurz aus, bevor er sich erneut mit aller Vehemenz fortsetzte.

Herbert hielt sich die Ohren zu, bis ihm schlagartig bewusst wurde, woher dieses Geräusch kam: Die Türglocke!

Herbert drehte den Wecker zu sich, um zu sehen, wie spät es war.

„Oh Gott, oh Gott, oh Gott!“, rief er und sprang aus dem Bett. Er taumelte kurz, strich die Hose glatt, stopfte sein Hemd in den Hosenbund und lief in den Flur.

Schwer atmend, von schlechtem Gewissen geplagt und mit einem Kopf, der vor Schmerz jeden Augenblick zu zerbersten drohte, öffnete er die Tür.

Dem Gesichtsausdruck seiner Frau Judith, von der er seit einigen Monaten getrennt lebte, und die einen kleinen Jungen an der Hand hielt, der ihn ängstlich ansah, war nichts hinzuzufügen.

„Einmal noch und du siehst ihn nie wieder!“, zischte sie, schob den schwächtigen Jungen an den Schultern zu ihm in die Tür, gab dem Kind einen flüchtigen Kuss auf den Scheitel und drehte sich auf dem Absatz um. Ohne sich noch einmal umzublicken, stürmte sie die Treppe hinunter, als wäre sie vor etwas auf der Flucht.

Herbert stand dem Jungen schweigend in der Tür gegenüber. Er hasste diese Unsicherheit, die ihn jedes Mal überfiel, sobald er mit seinem Sohn allein war. Weshalb hatte Judith kein Verständnis für ihn und seine Probleme?

Tristan sah an ihm vorbei in die Wohnung und schien sich als erster wieder zu fangen.

„Sollen wir nicht hineingehen, Papa?“, piepste er.

„Natürlich.“ Herbert räusperte sich und ließ ihn vor sich eintreten. Hinter sich schloss er sachte die Tür.

Erneut räusperte er sich, als sich Tristan in der Küche auf einen der beiden Hocker setzte, wo sie normalerweise das Essen zu sich nahmen.

Herbert schien zu verstehen.

„Frühstück?“

„Ja, bitte“, sagte Tristan höflich, schlang die Hände ineinander und ließ die Beine baumeln.

Herbert war froh, dass ihm Tristan eine Aufgabe zugeteilt hatte. Geschäftig machte er sich daran, den Kühlschrank nach etwas Essbarem zu durchsuchen.

„Du magst doch Marmelade, nicht?“, fragte er und hoffte, die von ihm erwartete Antwort zu bekommen, weil sich sonst nicht viel im Kühlschrank befand.

„Am besten ist Mamas Marmelade. Hast du welche?“
Tristan sah ihn hoffnungsvoll an und wirkte beinahe fröhlich. Herbert wollte seine gute Laune nicht zerstören, hatte aber keine Wahl.

„Nein, leider nicht. Aber die hier ist auch gut“, sagte er und hob ein Marmeladenglas in die Höhe.

Tristan nickte trist und Herbert fand, dass dieser Name wie „die Faust aufs Auge“ zu seinem Jungen passte. Es war eine Tatsache. Fand er. Tristan wirkte trist.

Oft. Sehr oft. Zu oft!

„Was magst du denn nach dem Frühstück machen?“, fragte er ihn zu laut, zu freundlich, zu übertrieben – aber nur, um Tristan aufzuheitern.

„Ich weiß nicht“, murmelte der Junge und wandte seinen traurigen Blick nicht von der Tischplatte. Herbert drehte sich weg, um den Blickkontakt mit Tristan zu vermeiden.

„Kakao?“

„Ja, bitte.“

„Zucker?“

„Nein, danke.“

Im Kühlschrank fand Herbert noch ein Stückchen Butter und servierte Tristan schließlich eine frisch geröstete Toastscheibe. Die Butter und die Marmelade stellte er vor ihn hin.

Nachdem er etwas Milch in einen Topf gegossen und auf den Herd gestellt hatte, warf er einen Blick auf den zarten Jungen, der umständlich die gelbe Butter auf dem Toast verstrich.

Vor knapp einem Jahr war er aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen. Tristans sechsten Geburtstag hatten sie noch gemeinsam gefeiert. Mit Tristans Freundinnen. Alle hatten sie Puppen mitgebracht. Und bunte Ponys mit glitzernden Mähnen.

Herbert stürzte einen halben Liter Wasser in einem Zug seine Kehle hinunter. Bunte Ponys!

Eines dieser dämlichen Viecher hatte nun Tristan in seinem Bett liegen. Wahrscheinlich war es nun im Rucksack, der neben Tristans Schuhen im Vorzimmer stand.

Tristan strich sich eine blonde Locke aus der Stirn. Ganz sorgfältig, fast zärtlich, während er mit der anderen Hand das Messer krampfhaft führte, das den harten, gelben Klumpen Butter auf dem Toast hin- und herschob. Als das nicht funktionierte, nahm er wieder beide Hände, um die Butter zu verstreichen.

Dabei war sein Gesicht ausdruckslos. Er zeigte keinerlei Emotionen, die darauf hinwiesen, dass er ärgerlich über die Butter war, die von einer Seite des Toastes zur anderen wanderte, ohne sich ordentlich verteilen zu lassen.

Er war schön. Sofern man bei einem Sechsjährigen von Schönheit sprechen konnte. Aber ja! Sein Sohn war schön, außergewöhnlich schön.

Sein weicher Mund, die kleine Nase mit den feinen Sommersprossen und die schön geschwungenen Augenbrauen, welche die tiefblauen Augen mit den langen dunklen Wimpern

umrandeten. Die dichten, blonden Locken fielen ihm immer wieder in die Stirn.

Aber die Art und Weise, mit der Tristan die Haare aus dem Gesicht strich, verwirrte Herbert.

Und das Pony. Und die Puppen!

Was war falsch mit seinem Jungen?

Mit Judith konnte er nicht darüber sprechen.

Aber mit...? Wie hieß sie doch gleich?

Herbert wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er musste sie wiedersehen.

Was hätte er in diesem Moment für ein Glas Vodka gegeben? Schlagartig fiel ihm das Erbrochene im Treppenhaus ein. Um diese Uhrzeit hatten es bestimmt schon alle Nachbarn gesehen, und vermutlich war es nicht schwer zu erraten, wer der Missetäter war.

Ein Schamgefühl flackerte in ihm auf.

Herbert griff zum Wasserglas, um es erneut zu füllen und den bitteren Geschmack in seinem Mund loszuwerden.

„Papa! Die Milch!“, rief Tristan und zeigte auf den Herd. Zischend und sprudelnd lief die heiße Milch über den Rand des Topfes auf das Ceranfeld, wo die weiße Flüssigkeit Blasen schlagend seine Farbe in braun verwandelte.

Herbert unterdrückte ein Fluchen und rückte den Topf von der heißen Herdplatte, während weiter unaufhaltsam weiße „Blubbermilch“ über den Rand des Topfes lief.

Als sich der Schaum endlich gelegt hatte, goss er die heiße Milch durch ein Sieb in eine Tasse und gab kalte Milch dazu, um den Kakao trinkbar zu machen.

Tristan schob ein Stück Marmeladentost in den Mund. Die Butter war etwas unregelmäßig verteilt, aber immerhin! Er wirkte, als wäre er stolz auf seine Leistung.

Herberts Gedanken wanderten zurück zu Hannah.